



IDENTITÄTSRÄUME

In ihrem Debüt „Familienkörper“ spinnt Michèle Pauty ein fein verwobenes Netz aus Erinnerung, Körpererfahrung und generationsübergreifender Verletzlichkeit. Ihr Debütroman erzählt von drei Frauenleben, die sich zwischen familiären Erwartungen und gesellschaftlichen Zuschreibungen bewegen – präzise, poetisch und mit scharfem Blick für das Unsichtbare.

Michèle Yves Pauty begann ihre Laufbahn hinter der Kamera: Als Pressefotografin hielt sie Momente fest, stets auf der Suche nach dem einen Bild, das die Realität in ihrem Zustand einfängt. Doch bei der Fotografie blieb es nicht. Die Sprache entdeckte sie als ihr Medium – und die Literatur wurde zu ihrer neuen Berufung. Mit Feingespür und präziser Beobachtung erschuf sie sich einen zweiten Karriereweg als Autorin, die heute Worte ebenso eindrucksvoll arrangiert, wie sie einst Bilder komponierte. Das zeigt sich auch auf dem Cover ihres Debütromans „Familienkörper“. Im Buch verknüpft sie Erzählstränge aus unterschiedlichen Epochen zu einem großen Bild über die Krankheitsgeschichten von Frauen, die über Generationen hinweg erst ihre Stimmen finden mussten, um sich Gehör zu verschaffen.

Dein Schreibstil wird als sanft, aber dennoch kraftvoll beschrieben. Wie hast du deinen Stil gefunden? Welche Autor:innen haben dich inspiriert und begleitet?

Die Beschreibung meines Stils kommt vom Verlag, denn es ist unmöglich sich selbst zu beschreiben. Ich sehe meinen Schreibstil als Mischung aus dem, was aus mir herauskommt und all den Büchern, die ich gelesen habe. Autorinnen wie Annie Ernaux oder Édouard Louis, Hélène Cixous und Friederike Mayröcker waren darunter. In der Zeit, als ich „Familienkörper“ geschrieben habe, las ich Maggie Nelson, Oliwia Laing, Carmen Maria Machado, Johanna Hedva und Etel Adnan. Für die Fragmente im Buch war es wichtig, dass die Sätze „einfach“ sind, denn die Zeitstrukturen sind durcheinander. Mein Gedanke war, dass man sich im Satz auskennen sollte, wenn man schon nicht weiß, in welcher Epoche man sich gerade befindet. (lacht)

Michèle Yves Pauty, geboren 1982 in Innsbruck, studierte Fotografie und Deutsche Philologie in Wien sowie Literarisches Schreiben in Hildesheim und am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Sie hat in verschiedenen Magazinen und Anthologien veröffentlicht. 2021 erhielt sie das Hilde-Zach-Literaturförderstipendium sowie das Projektstipendium der Stadt Wien für ihren autozoziografischen Roman "Familienkörper", der im März 2025 im Haymon Verlag erschien. Pauty lebt in Wien und Leipzig und ist Mitglied des Künstler:innen-Kollektivs sy:rup.

Dein Roman „Familienkörper“ erzählt die Geschichten mehrerer Frauengenerationen und setzt sich intensiv mit Krankheit und Gesundheit auseinander. Was hat dich dazu inspiriert, diese Themen in den Mittelpunkt zu stellen?

Auslöser war, dass ich darüber nachgedacht habe, warum in meiner Familie gewisse Krankheiten gehäuft vorkommen, warum Körper so sind wie sie sind, und ob Vererbung allein der Grund für gewisse Krankheiten in den Körpern meiner Großmutter, Mutter und Schwester sind. Ich hatte begonnen, über meine Schwester zu schreiben, über Hashimoto, Tschernobyl und Mehrgewicht, und wie das zusammenhängt. Im Schreibprozess ist es immer mehr gewachsen und durch die Recherche sind Informationen dazugekommen. Dabei hat sich dieses Gefüge ergeben. Mein allererster Ansatz war einseitig und auf ein Individuum fokussiert, aber je länger ich daran geschrieben habe, umso mehr zeigte sich, dass es nicht nur etwas Körperübergreifendes ist, sondern mit so vielen anderen Faktoren zusammenhängt. In welcher Gesellschaft wachsen wir auf? In welcher Zeit? Welches Wissen steht uns zur Verfügung? Welche Möglichkeiten haben wir und welche Erfahrungen machen Frauen im Gesundheitssystem? Was wird ihnen überhaupt geglaubt? Die Recherche machte mich sehr wütend.

Du thematisierst „Medical Gaslighting“ und die Rolle der Gender-Medizin. Gab es persönliche Erlebnisse oder gesellschaftliche Entwicklungen, die dich bewegt haben, diese Aspekte in dein Buch einfließen zu lassen?

Gender-Medizin war mir schon seit längerem ein Begriff, aber erst im Schreiben ist mir das ganze Ausmaß bewusst geworden. Viele meiner Erinnerungen haben neue Bedeutungen bekommen und beim Nachfragen in meiner Familie war die Summe der negativen Erfahrungen niederschmetternd. So sind beispielsweise die Symptome von Herzinfarkten bei Frauen anders als bei Männern. Genaus wird die Wirkung der Chemotherapie vom Zyklus beeinflusst usw. Diese Tatsachen werden aber immer noch nicht flächendeckend unterrichtet.

Fotos: Michaela Putz, Ian Ehm



Die Erzählerin wächst im Tirol der 1980er-Jahre auf. Inwiefern sind deine eigenen Erfahrungen in diese Kulisse und die Entwicklung der Figuren eingeflossen?

Der Roman ist autobiografisch. Ich habe eigene Kindheitserinnerungen herangezogen, stehe dieser Einteilung aber auch kritisch gegenüber. Was ist autobiografisch, und ab wann wird es autofiktional? Der Begriff Autozoziobiographie trifft es hier wahrscheinlich sehr gut. Ich habe versucht, biografisches Material in ein größeres Ganzes zu setzen und dabei nicht nur eigene Erinnerungen verwendet, sondern auch die meiner Familienmitglieder. Diese kamen in Form von Interviews im Roman selbst zur Sprache. Denn an einem Punkt habe ich gemerkt, dass ich über die Personen nur aus meiner Perspektive und meinem Standpunkt heraus schreiben konnte. Das erschien mir zu limitierend, deshalb war es mir wichtig, meine Familie aktiv in das Projekt mit einzubeziehen. Der Roman ist schließlich ein Hybrid aus verschiedenen Formen geworden. Es gibt Erzählungen, für die keine Erinnerungen vorhanden sind – an diesen Stellen bleiben nur wenige biografische Details, um die ich die Szenen aufbauen konnte. An anderen Stellen kombiniere ich verschiedene Erinnerungen zu einer Episode, die für das Buch Sinn ergibt.